

Die im Beitrag von Leo Weisz daraus abgedruckten Proben mögen zeigen, wie nützlich es ist, daß eine Auswahl ganz zentraler und wichtiger Briefe Pestalozzis so leicht zugänglich gemacht wurde. Das Bändchen ist ausgezeichnet illustriert.

Indem wir die ganz unvollständige Umschau der Pestalozzi-Publikationen abbrechen, glauben wir doch soviel gewonnen zu haben, daß kein allzu weiter Weg von Zwingli zu Pestalozzi führt, und daß die unbestrittene Geltung, die Pestalozzi im heutigen Geistesleben noch hat, uns eigentlich dahin führen sollte, daß es dabei um die Sache geht, die zuerst Zwingli wieder auf den Leuchter gestellt hat.

Pestalozzi in Italien

Von FRITZ ERNST

Frühere Zeiten übten gern den Brauch, heranwachsende Söhne zur bessern Ausbildung in Wissenschaft oder Gewerbe austauschweise in ein fremdes Land zu schicken. So anvertrauten sich um 1550 ihre Sprossen der Basler Rektor Thomas Platter und der Apotheker Lorenz Catalan in Montpellier. Gleich hielten es, fast in denselben Jahren, der damalige Wädenswiler Landvogt, später Zürcher Bürgermeister, Bernhard von Cham und der Kaufmann Andrea Pestalozza in Chiavenna. In diesem zweiten Fall geschah, was nicht beabsichtigt gewesen: der junge Giovanni Antonio Pestalozza kehrte nicht mehr zurück nach Chiavenna, sondern blieb in Zürich. Viele Gründe lassen sich vermuten, keiner läßt sich streng beweisen. Aber wenigstens läßt sich der Ideenkreis umschreiben, in dem sich Giovanni Antonio bewegte. Denn wenn sein Protestantismus auch nicht das treibende Motiv seines Besuchs und seiner Niederlassung in Zürich war, so haben wir in ihm nichtsdestoweniger die Voraussetzung für beides zu erblicken. Der Protestantismus spielte ferner eine entscheidende Rolle bei seiner Familiengründung in der Adoptivheimat. Seine dritte Gattin war eine emigrierte Protestantentochter aus Locarno, Maddalena Muralta. Die Nachkommen dieses lombardischen Paares heirateten in fünf Generationen stadt- und landzürcherische Frauen. Der historische Repräsentant der sechsten Generation war Heinrich Pestalozzi. Läßt sich von seinen Ahnen väterlicherseits her ein italienisches Element aus ihm herauskristallisieren? Die Frage ist natürlich.

Die Antwort ist nicht leicht. Pestalozzi pflegte ja hoffnungsvoll eine Florentiner Beziehung im Briefwechsel mit dem Großherzog Leopold I. Aber was er dabei suchte, war nicht die Toscana, sondern das ihm ans Herz gewachsene Tätigkeitsgebiet, wie er später nach einem solchen fahndete in halb Europa, bereit, auch auf dem höchsten Gipfel, „ich möchte sagen, ohne Feuer und Wasser anzufangen“. Also es ist nicht ein Trieb Pestalozzis nach Italien, was uns hier entgegentritt. Es lebte in ihm nicht die Wanderlust nach einer sonnigeren Heimat. Man stößt in ihm auch nicht auf eine tiefere geistige Verbundenheit mit der Romania. Aber diese vielen Nein ersticken doch nicht alle Gegenregungen: es kann uns bei langem Umgange mit ihm ein Gefühl überkommen, als stammten die heißesten Kohlen, die hier glühen, aus einem Schacht südlich der Alpen. Michelet, in Zeiten und in Völkern viel erfahren, fand, es mangle Pestalozzi, um völlig ein Zürcher zu sein, „die deutsch-schweizerische Ruhe“¹. Auch die Italiener, die sich mit ihm auseinandersetzten, empfanden etwas Ähnliches, wenn sie es gleich anders ausdrückten.

*

Auf welchen Wegen aber empfing Italien Pestalozzi? Es empfing ihn durch die Französische Revolution. Man muß es um beider willen sagen: Pestalozzi und die Revolution gehören zusammen. Sie hat ihn als ihren Sohn erklärt und sie hat seinen Namen in die Welt getragen. Es verhält sich ganz genau so. Was die Literaten, Philosophen, Minister und Könige für ihn schrieben und taten, hängt alles greifbar zusammen mit dem großen Beben, das 1789 in Paris begann. Man kann leicht die Probe machen: Pestalozzis erste Berufung durch die Helvetik, seine Propagierung und Protegierung durch Fichte, Godoy, Madame de Staël, Zar Alexander . . . Es ist eine lückenlos europäische Kette, aufgereiht am roten Faden der Katastrophen um die Jahrhundertwende. Ein Intermezzo in diesem Drama ist auch der erste Italiener, der von Pestalozzi wußte und für Pestalozzi kämpfte: Vincenzo Cuoco.

Vincenzo Cuoco, einst umstritten, wurde postum eine unantastbare Größe. Philosophie und Pädagogik, Geschichtschreibung und Politik beanspruchen ihn heut als den ihrigen. Man blättert in seinen Werken nicht, ohne seine Beredsamkeit zu bewundern. Man liest sein Leben nicht, ohne seinen Charakter zu lieben. Als Südtaliener in die neapoli-

¹ J. Michelet, *Nos fils*, Paris 1870, p. 219.

tanische Revolution von 1799 verstrickt, fand er nach ihrem Zusammenbruche Zuflucht in Paris. Hier besaß Pestalozzi einen Vorposten, auf dem sich große Dinge zutragen. Seit 1803 unterrichtete daselbst der elsässische Pestalozzianer Näf in einem der Waisenhäuser des Faubourg Saint-Marceau. Da fand bei einem Examen die Begegnung des Ersten Konsuls mit Pestalozzis Geist statt. Da wurde, am gleichen Tage, der erste Amerikaner dem neuen Evangelium gewonnen². Von da aus bekam Vincenzo Cuoco zuhanden Italiens die erste Anregung. Er gab sie weiter in der Mailänder Zeitschrift, die er Anfang des Jahres 1804 begründete. Am 2. Juli 1804 brachte das *Giornale d'Italia* in einer Form, die wir heute als Feuilleton bezeichnen, seinen Artikel *Il metodo del Pestalozzi*³. Wie meistens bei Cuoco, handelt es sich auch hier um die Erneuerung der Nation. In Pestalozzi findet er, wie vier Jahre später Fichte, Grundlage und Weg ihrer Genesung. Intuitiv dringt er, mit Hilfe spärlichster Information, bis an die Wurzel von Pestalozzis Lehre vor: ihre Naturhaftigkeit enthüllt sich ihm. Wie er am Schlusse seine Meinung über diese Lehre zusammenfassen soll, enthüllt sich ihm an ihr auch noch ein zweiter Wesenszug: ihre Italianität. Mit Leidenschaft schließt er: „Es ist wünschenswert, daß die Erfindung eines Mannes, den man einen Italiener nennen darf, auch erprobt werde in seiner Heimat, dieser unglücklichen Heimat so vieler herrlicher Erfindungen, deren Nutznießer immer andere Völker waren. Die schweizerische Tagsatzung meinte, sie würde bei Preisgabe Pestalozzis einen ähnlichen Vorwurf verdienen wie die Vorfahren, welche den Brillanten des Herzogs von Burgund um Gold verkauften. Welche Schuld würden aber erst wir Italiener durch die nämliche Handlungsweise auf uns laden?“

Cuoco hat in seinen drei Seiten den Italienern Pestalozzis Lehre rühmend charakterisieren, aber nicht gründlich auseinandersetzen können. Diese zweite Etappe zu erreichen, war einem Franzosen vorbehalten. Im Jahre 1812 erschien in Mailand Marc Antoine Julliens zweibändiges Werk *Esprit de la méthode d'éducation de Pestalozzi*. Jullien ist weit herumgekommen. Mit siebzehn Jahren finden wir ihn als glühenden Jakobiner in Paris, zur Zeit der Legislative als Diplomaten in London, zur Zeit Napoleons als dessen Begleiter auf

² Ph. Pompie, *Études sur la vie et sur les travaux de J.-H. Pestalozzi*, Paris 1850, p. 271 ss.; J. Guillaume, *Pestalozzi, étude biographique*, Paris 1890, p. 200 ss.

³ Der Artikel ist abgedruckt in *Cuocos Scritti vari*, vol. 1, Bari 1924, p. 109ss.

der Expedition nach Ägypten, und später als einen der Organisatoren der Italienischen Republik, die 1805 in ein Königreich Italien überging. Die Bevölkerung, die er vorfand, lag darnieder an Hunderten von Übeln. Die Arznei, die er in der Schweiz kennengelernt, sollte diese Übel heilen. Im Sommer 1806 hatte er sich nach Yverdon begeben, vermeintlich für acht Tage. Er blieb, geradezu erschüttert, zwei Monate. Da er selber nicht des Deutschen, Pestalozzi aber nicht des Französischen mächtig war, blieb ihr Gedankenaustausch sehr beengt. Zum Glück besaßen sie einen verständnisvollen Dolmetsch, die Pestalozzi Übersetzerin Baronne de Guimps. Wir wissen das aus der Pestalozzi-Biographie ihres Sohnes⁴. Zudem besaß Jullien tief eindringenden Beobachtungssinn. Das wissen wir aus den fast tausend Seiten, in denen er seine eminente Interpretation durchführt. Nie vorher und nie nachher ist jenes pädagogische Laboratorium einer so kolossalen Schilderung teilhaftig geworden. Jullien breitet eine stupende Kenntnis von Sachen und Personen vor uns aus. Er geht vom Leiter bis zum letzten Mitarbeiter, von dem Grundgedanken bis zum Verlauf der Lektion, von der religiösen Orientierung bis zur körperlichen Ertüchtigung, von der Förderung der Begabten bis zur Stärkung der Gebrechlichen, von der klimatischen Atmosphäre bis zum wirtschaftlichen Detail. Auf den letzten hundert Seiten faßt er die Resultate seiner Untersuchungen zusammen. Er schließt mit diesen Worten: „Eine Methode gleich der hier beschriebenen muß Kindheit wie Menschheit veredeln, Wissenschaft wie Kunst erhöhen, das Erdenlos verbessern. Je weiter die Sitte um sich greifen wird, auf diesem Wege Wissen, Tugend, Glück zu mehren, um so schneller wird das Resultat sichtbar sein — ein Resultat, an dem die Dienenden wie die Herrschenden, zufolge ihrer unlösbaren Solidarität, in gleichem Maß interessiert sind.“

Zwischen Cuoco und Jullien, zwischen dem Italiener und dem Franzosen besteht eine merkwürdige Übereinstimmung in bezug auf die prätendierte Italianität des Pestalozzianismus. Cuoco beansprucht vor allem die Person, Jullien macht aufmerksam auf eine Sache: die *Giocosa*. Diesen freudigen Namen führte im Quattrocento ein mantuanisches Erziehungsinstitut. Vittorino da Feltre, von Gian Francesco Gonzaga mit der Erziehung seiner Söhne beauftragt, benutzte die Gelegenheit zu einem Versuche großen Stils. Er nahm in sein Haus Reiche und Arme, Einheimische und Fremde auf. Über Gebirg und Meer kamen sie

⁴ Roger de Guimps, *Histoire de Pestalozzi*, Paris 1874, p. 482.

zu ihm. Man lernte nirgends besser. Ein Besucher schrieb an Cosimo de' Medici — denn es ist seine Zeit —, er zweifle, ob selbst Vergil dem Augustus die Aeneis so schön vorgetragen, wie man hier frische Knabenstimmen sie rezitieren hören könne. Und das war nicht etwa alles, was man daselbst lernte. Vittorino huldigte dem Rezept vom gesunden Geiste im gesunden Körper, und huldigte ihm, in ausgelassener Umgebung, mit unbeugsamer Strenge. Wie alle großen Erzieher entwickelte er die Erziehung aus dem Zusammenleben. Die Aufforderung, sich zu verheiraten, um Ebenbilder seiner selbst zu hinterlassen, lehnte er ab mit dem Hinweis auf seine Schüler, die er seine wahren Söhne nenne. Pisanelli ging noch weiter, als er einer Denkmünze auf den Feltre als Symbol einen Pelikan beigab, der mit dem eigenen Blute seine Jungen trinkt... Jullien verweilt mit Nachdruck auf den Analogien des Instituts von Mantua mit dem von Yverdon. Die sachlichen Nachrichten aber entnehmen wir nicht ihm, sondern der ersten Biographie Vittorinos in deutscher Sprache. Sie erschien in Zürich 1812, also gleichzeitig mit Julliens Publikation, und war verfaßt von Johann Caspar v. Orelli, damals in Bergamo domiziliert. Es hat geschichtliche Bedeutung, wenn derselbe, im Vorwort für Pestalozzi zeugend, Vittorinos Beginnen eine Annäherung zur idealen Pädagogik nennt⁵.

*

Zürich pflegte seit langem Handels- und Geistesbeziehungen mit Bergamo. Der alte Bodmer hat mit dem bergamaskischen Grafen Pietro di Calepio einen literarischen Briefwechsel unterhalten. Orellis Beziehung zu Bergamo⁶ ist nach ihrem Ursprung konfessioneller Art. Er wurde, als ordinierter Pfarrer von nur zwanzig Jahren, im Sommer 1807 an die evangelische Gemeinde von Bergamo berufen. Diese protestantische Diaspora bestand alles in allem aus acht Familien meist bündnerischer Herkunft. Unter andern Bedingungen war vom jungen Geistlichen auch Kenntnis und Ausübung des Elementarunterrichts gefordert worden. Orelli konnte beides wohl versprechen, denn er kam eben zurück von Yverdon, wohin ihn ein Brief seiner Mutter, lieblichste Jugenderinnerungen heraufbeschwörend, warm empfohlen hatte. Mit Wissen und Ratschlag Pestalozzis, der entzückt war von Orellis Plan, „in Italien

⁵ J. C. v. Orelli, Vittorino von Feltre oder Die Annäherung zur idealen Pädagogik, Zürich 1812.

⁶ Neujahrsblatt der Stadtbibliothek 1851, Neujahrsblätter des Zürcher Waisenhauses 1890 und 1891.

etwas für die Methode zu tun“, ging er nach Bergamo. Aus den paar Monaten, an die er ursprünglich gedacht, wurden mehr als sechs Jahre. Soweit er unterrichtete, zeitweise mit höchstem Eifer, hielt er sich an seine Erfahrungen in Yverdon und an die Schriften, die aus der dortigen Apostelschar hervorgegangen sind. Zu einer beglückenden Anwendung seiner Kräfte gelangte er indessen nicht. In zunehmender Abgeschiedenheit ergab er sich immer mehr wissenschaftlichen Plänen. Sein Blick umfaßte von dem Hügel aus, worauf er lebte, allmählig das ganze Land. Aus tiefer Auseinandersetzung mit demselben und im klaren Hinblick auf nachmals legendär gewordene Phänomene schrieb er im Dezember 1812 den denkwürdigen Satz: „Zurückgedrängt in mich, aller eigentlichen Wirksamkeit entrissen, faßte ich den Entschluß — das einzige, was mir noch übrig war, des Menschen-Namens würdig zu bleiben —, die Geschichte der redenden Künste in Italien, oder vielmehr die des geistigen Lebens der Italiener, insofern es sich in Kunstwerken darlegte, zu schreiben, wie sie noch nie geschrieben worden, nämlich so, daß selbst wieder ein Kunstwerk daraus hervorginge.“ Das besagte Kunstwerk hat er freilich weder während seines Bergamasker Aufenthaltes noch nach seiner Rückkehr in die Schweiz schaffen können. Es erblickte das Licht der Welt in mächtiger Erfüllung erst 1860, elf Jahre nach Orellis Tod, und zwar durch Jacob Burckhardt, dessen zu gedenken man im Zusammenhang mit Orelli beständig Anlaß hat. Überhaupt war es dessen Schicksal, mehr Werke zu ahnen, anzuregen und zu ermöglichen, als selber zu vollenden. Und so ist es gekommen, daß von seinem reichen Wirken das meiste vergessen ist, einschließlich der Tatsache, die doch der Schönheit nicht entbehrt, daß er als junger Mann an Pestalozzis Statt, sein Mitbürger und Schüler und, als Sproß emigrierter Locarner, sein Urverwandter, in der gemeinsamen väterlichen Vorheimat die neue Methode als erster praktizieren durfte.

Man begreift leicht, daß ein Pestalozzischer Versuch in einem Provinzstädtchen wie Bergamo nicht geeignet war, Aufsehen zu erregen. Dafür eignete sich ein großes Zentrum besser. In den Jahren 1811 bis 1816 erlebte Süditalien eine solche Episode, über die wir sehr genau unterrichtet sind durch ein Buch mit dem Titel: Beiträge zur Kulturgeschichte Neapels. In Erzählungen der Schicksale der Erziehungs- und Bildungsanstalt des Georg Franz Hofmann. Das Vorwort ist datiert Comersee, im August 1822, erschienen ist der Band im Folgejahre bei Sauerländer in Aarau. Der mit Rück-

sicht auf den Entstehungsort nicht ohne weiteres verständliche Verlag erklärt sich daraus, daß Hofmann, ein geborener Pfälzer, mit Aarau altverbunden war. Er ist der Organisator der dortigen Kantonsschule gewesen, jener einzigen Gründung auf dem Gebiet des mittleren Schulwesens, die der Helvetik gelang. Später vertauschte er Aarau mit Yverdon, und verließ Pestalozzi nach vierjähriger Zusammenarbeit nur, um seinen kunstliebenden Töchtern eine ihren Talenten angemessenere Atmosphäre zu verschaffen. Von Rom aber, wohin er sich mit ihnen begeben, wurde er bald nach Neapel berufen, wo von der bonapartistischen Regierung, zum Teil auf Betreiben von Napoleons Schwester Caroline und mit Heranziehung Cuocos, eine pädagogische Reform geplant war. Cuocos Memorial von 1809 hatte namentlich auf Pestalozzi hingewiesen⁷. Um so mehr überraschen die Schwierigkeiten, mit denen Hofmann zu kämpfen hatte. Man muß hinzufügen, daß sie zum Teil in ihm selber lagen. Erziehung ist an sich schon ein anmaßliches Geschäft. Bei Hofmann kam dazu, daß er die ihm wesensfremden Neapolitaner nicht begriff. Er hatte einen engen Horizont. Aber unter dieser Beschränktheit glühte ein heißes Feuer, ein reiner Wille und ein großes Organisations-talent. Staunend liest man, wie er in kurzer Zeit, anfänglich unterstützt von Schweizern, später von Italienern, fast aus nichts einen vollkommenen Apparat hervorzauberte. Das Institut, ein Internat wie alle eigentlich pestalozzischen Schöpfungen, erhielt sich durch sich selbst und erfreute sich nur moralisch der allerhöchsten Protektion. Es hätte trotz vieler Anfechtungen noch lange blühen können, wenn nicht mit dem Sturz Napoleons auch seine Familiendependenzen hinweggefegt worden wären. Hofmanns Schule überlebte den Systemwechsel nur um ein Jahr. Es blieb Hofmann einzig übrig, den an ihm hängenden Zöglingen die unvermeidliche Auflösung denkbar erträglich zu gestalten. Nach langem Kampf winkte der Friede. „Es näherte sich die Anstalt still und ruhig ihrem Ende, wie der von Stürmen und Gewittern oft beängstigte Tag dem heiternden Abend sich nähert. Immer stiller und ruhiger ward es auf ihrem weiten Gebiete, in den Häusern wie in den Höfen und Gärten. Und bald ganz verlassen stand die sonst so schön belebte Schöpfung des deutschen Fleißes und die glückliche Freistätte der Unschuld. Dahingezogen und zerstreut, zum Teil in weiter Ferne, sind die Zöglinge der Liebe und Freundschaft, zweihundertunddreiundfünfzig

⁷ Der Rapport ist abgedruckt in Cuocos *Scritti vari*, vol. 2, Bari 1924, p. 3 ss.

an der Zahl während der Zeit von beinahe sechs Jahren . . . Der letzte Morgen in Neapel und die letzte Stunde war eingetreten. Mir war, als schied ich vom Schönsten, Liebsten und Teuersten meines Lebens. Und kein anderes Gefühl erwachte im kranken Gemüte, bis wir, am vierten Tage der Reise, auf der Höhe von Albano, zum ersten Male wieder-sahen die Peterskirche von Rom.“

Das ist die Summe des Pestalozzianismus in Italien zur Zeit der Revolution: der nationale Aufruf eines Italieners, die propagandistische Interpretation eines in Mailand publizierenden Franzosen, der Versuch in kleinem Maßstab durch einen Zürcher in Bergamo und das groß-angelegte Unternehmen eines Pfälzers in Neapel. Der 1815 einsetzende neue Ton war den liberalen Ideen und Institutionen keineswegs günstig. Man sieht es am Beispiel von Hofmanns Schicksal. Aber es ist auch richtig, daß der Pestalozzianismus an sich dem damaligen Italien nur bedingt adäquat war. Er stand vor allem, trotz seiner legitimen Stellung innerhalb der Kultur-Romantik, dort so isoliert, wie in den romanisch-katholischen Ländern überhaupt. Nur wenige Italiener trieb es in jenen Jahren, Pestalozzis Institut selbst kennenzulernen.

Man pflegt besonders zwei Berichte festzuhalten, die aber den berühmten deutschen und französischen Schilderungen nicht zu vergleichen sind. Ihre Bedeutung liegt vor allem im Zeitpunkte, in welchem sie entstanden und in welchem sie beinahe ohne Rivalen sind. Sie stammen aus jenen letzten Jahren Yverdons, da nach so manchem durchgekämpften Sturm dem alten Steuermann die Leitung endgültig entglitt und das herrenlose Wrack dem nächsten Riff zutrieb. Wir werden also bei diesen italienischen Besuchern von 1820 und 1822 keine laute Begeisterung suchen wollen. Statt dessen finden wir bei ihnen etwas, das in diesem Falle tiefer wirkt: stille Verehrung, die größer war als die Enttäuschung. Wenn das pädagogische Mekka am Neuenburgersee, wie es dies sollte, einmal sein goldenes Buch herausgibt, so darf darin nicht fehlen, was wir besitzen aus der Feder von Gino Capponi und von Antonio Benci⁸.

⁸ Come i nostri padri giudicarono del Pestalozzi (Educazione Nazionale, Roma, Febbraio 1927).